

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 271. Bromberg, den 24. November 1931.

Das doppelte Gesicht

Roman von Max Neal.

(14. Fortsetzung.

Erken blickte sie verständnislos an.

„Oder kannst du leugnen, daß du die Prinzessin liebst?!" rief sie mit bebender Stimme.

„Ich liebe die Prinzessin nicht", antwortete er ruhig und überzeugend.

„Aber sie liebt dich und hofft auf deine Gegenliebe. Ich weiß es aus ihrem eigenen Mund."

„Dann betrügt sie diese Hoffnung. Ich liebe nur einen einzigen Menschen . . . dich!"

Er sagte das mit schlichtem, ernstem Nachdruck, und eine große Sehnsucht stieg in seinen Augen auf.

Bettina aber hätte am liebsten aufgejauchzt. Ihre Stimmung wechselte vom Schatten ins Licht. Einen Augenblick vergaß sie völlig, daß sie ja die Braut des Herzogs war. Sie schlang die Arme um seinen Nacken und stammelte: „Iwan . . . Iwan, ich habe nie aufgehört, dich zu lieben!"

Er nahm sanft ihre Arme von seinem Hals. Und während er sie an der Hand hielt, spürte er ihr leise klopfendes Blut. „Ich glaube, wir haben uns nun gesagt, was wir in unserer Lage noch zu sagen hatten. Es ist Zeit, daß ich mich entferne." Er sprach mit einem kühlen, müden Lächeln, das die Unabänderlichkeit ihres Schicksals anzuerkennen schien.

Bettina starrte ihn wie entgeistert an. Konnte er jetzt nach alledem wirklich noch davon sprechen, sie zu verlassen? Brachte er das übers Herz, wo er doch eben noch versichert hatte, daß er nur sie liebe? Sie begriff den Widerspruch nicht, der zwischen seinen Worten und seinem Handeln zu liegen schien. Dann aber kam ihr plötzlich zum Bewußtsein, daß ja heute ihr Verlobungstag war. Damit hatte sie selbst den Riegel an dem Tor vorgeschoben, durch das sie in Iwans Arme schreiten wollte. Jetzt verstand sie ihn. Sie war nicht mehr frei. Diese Erkenntnis brannte sich schmerzhaft in ihre Seele ein.

Er sah, was in Bettina vorging. Er verstand, daß er sie mit seinen Worten aus allen Himmeln gerissen, daß er ihre neuaufkeimende Hoffnung zerstört hatte. Er hatte sie zerstören müssen, denn was war ihm für eine andere Wahl geblieben? Er sah keinen Ausweg aus diesem Irrgarten.

Tiefes Mitleid mit ihr beschlich ihn . . . mit ihr und mit sich selbst.

„Ich muß meine Aufgabe hier beenden . . . die Franzosen haben Verdacht geschöpft", sagte er mit leiser Stimme, aus der unterdrückter Schmerz klang. „Ich muß sehen, solange es noch Zeit ist, ungehindert von hier fortzukommen. Ich will noch heute nacht fliehen, um die russische Grenze zu erreichen."

Bettinas ganzes Denken vereinigte sich in diesem Augenblick auf das Wort: fliehen. Ja, fliehen, das wäre auch für sie die einzige Lösung. Alles weit, weit hinter sich lassen. Mochten die anderen sehen, wie sie mit sich fertig wurden.

„Laß mich mit dir fliehen, Iwan", sagte sie fest und entschlossen in einem Ton, als spräche sie etwas ganz Selbstverständliches aus. „Kannst du . . . oder richtiger willst du", meinte sie jetzt wieder zögernd, als fürchte sie, er werde ihren Vorschlag ablehnen, „willst du mich mit dir nehmen?"

Joachims Augen loderten auf. Ein Leuchten ging über sein Gesicht. „Bettina, du . . . du wolltest wirklich??"

„Kannst du fragen? Kann ich denn leben ohne dich? Kannst du es ohne mich?"

Er betrachtete sie ernst mit prüfendem und forschendem Blick. „Wirst du deine Absicht, mir zu folgen, auch aufrecht halten, wenn ich dir sage, warum ich hier unter einem falschen Namen gelebt habe? Vielleicht wirst du dann anderen Sinnes."

Bettina lächelte. Was auf der Welt konnte sie jetzt noch hindern, mit Iwan nach Rußland zu fliehen? Der Herzog? Und ihre Mutter? Ach, die waren ihr in diesem Augenblick in weite Ferne gerückt, fast schemenhaft geworden. Und sonst? Wodurch sollte sie anderen Sinnes werden können?

„Sprich, Iwan", bat sie.

Er begann zu erzählen; der Zar habe seinen Vater, einen verdienten General, nach Sibirien verbannt, weil man ihn fälschlicherweise verdächtigt hatte, geheime Verbindung mit Napoleon zu unterhalten. Um ihn zu retten, habe Fürst Gorrokim Iwan geraten, in den russischen Geheimdienst einzutreten, um dadurch dem Zaren die patriotische Gesinnung der Familie Taschew zu beweisen.

„Ich nahm an", fuhr Erken fort, „obwohl oder vielleicht gerade weil ich wußte, wie gefährlich dieser Dienst ist, bei dem man jederzeit sein Leben einsetzen muß."

Bettina horchte gespannt zu. Sie ahnte jetzt, worin Iwans Mission bestand.

„Und was ich hier unter falschem Namen auf diesem exponierten Posten die ganzen Monate her geleistet habe, um die Pläne des französischen Usurpators gegen mein Vaterland zu durchkreuzen, mag dir die Tatsache zeigen, daß mein Vater längst wieder in Ehren aus Sibirien zurückberufen wurde."

Erken schwieg. Das letzte Wort, daß er ein Spion sei, brachte er nicht mehr über die Lippen. Er wagte nicht gleich, Bettina anzusehen, aus Furcht, in ihrem Gesicht vielleicht Verachtung zu lesen, weil er das Vertrauen des Herzogs, wenn auch in der besten Absicht, so schlecht gelohnt hatte.

Bettina aber war nur erschrocken ob der Gefahr, in der er die ganze Zeit über geschwebt hatte. Er schmiegte sich ängstlich an ihn.

„Du hast deinem Vaterland gedient, Iwan, und Großes vollbracht. Ich bewundere dich. Aber ich liebe dich nur noch mehr. Darum laß uns fliehen. Der Gedanke, daß man dich entdecken könnte und dich . . ." Sie barg schaudernd ihr Gesicht an seiner Brust.

Er zog sie innig an sich. „Bettina, ich liebe dich ja so grenzenlos." Und er küßte sie wie einer, der am verdursten

war. Aus dem zarten Druck ihrer Lippen fühlte er eine unaussprechliche Inbrunst.

Von Angst um Iwan gequält, machte sie sich hastig los. „Ich packe rasch das Notwendigste zusammen . . . und dann fort, fort von hier."

„Ich erwarte dich in einer Stunde mit einem Wagen am Gärtnerhaus. Und wenn der Tag anbricht, haben wir das Land hier hinter uns und werden bald die russische Grenze erreichen."

„Ich werde pünktlich sein." Sie winkte ihm mit der Hand zu und verschwand in ihrem Boudoir.

Erken, gestrafft in hoffender Zuversicht, wollte eben das blaue Zimmer verlassen, um alles für die Flucht vorzubereiten, als leise an der Tür geklopft wurde.

Dann ertönte draußen eine Stimme: „Bettina, sind Sie noch wach? Ich sehe noch Licht bei Ihnen . . . ich habe Ihnen noch etwas zu sagen vergessen . . . Das bedrückt mich. Nur auf ein paar Worte, ich werde Sie nicht lange stören."

Die Prinzessin —! durchzuckte es Joachim. Was mag die noch um diese Stunde hierherführen? Sollte sie etwas ahnen oder war es Zufall? Eine Sekunde, blitzschnell überlegte Erken, ob er nicht durch das Fenster... aber er verwarf diesen Einfall wieder.

„Darf ich eintreten?" sagte die Stimme draußen wieder.

Da ging der Rittmeister an die Tür und öffnete sie. Es war kein unbestimmtes Gefühl, das ihn zwang, so zu handeln, sondern das klare und natürliche Erkennen, daß er seine Anwesenheit in diesem Zimmer auf eine harmlose Weise erklären müsse.

Amalie Anna stand beim Anblick Erkens wie angewurzelt auf der Schwelle. Ihre Augen sahen ihn starr, fast feindselig an.

Langsam kam sie in das Zimmer.

„Was tun Sie hier im Zimmer der Komtesse von Hauenstein?" fragte sie gedehnt, und die aufkeimende Eifersucht gab ihrer Stimme einen gehässigen Klang.

Erken war gefaßt. Er wußte, jetzt vermochte ihn nur Kaltblütigkeit aus dieser gefährlichen Lage zu befreien.

„Ich inspiziere die Wachen und das Schloß."

„Das ist doch nicht Sache des Adjutanten Sr. Hoheit, sondern die des Schloßhauptmanns!" gab die Prinzessin mißtrauisch zurück, wobei sie die Augen zusammenkniff.

Erken zuckte nicht mit der Wimper, als er antwortete: „Der Schloßhauptmann ist dienstlich verhindert und ließ mich bitten, für ihn, falls er noch nicht zurück sein sollte, seinen Dienst zu übernehmen."

„Und dieser Dienst führt Sie hierher in dieses Zimmer . . . ausgerechnet in das Zimmer der Komtesse?" Ein spöttischer Zug kam in das Gesicht der Prinzessin, während sie Erken scharf anblickte.

Aber der Rittmeister tat völlig unbefangen. Er sagte mehr im Ton einer militärischen Meldung: „Als ich meinen Rundgang durch diesen Flügel des Schlosses machte, sah ich hier in diesem Zimmer noch Licht. Da ich annahm, daß die Komtesse bereits zur Ruhe gegangen sei, fürchtete ich, sie hätte vergessen, die Lichter zu löschen."

Um den Mund der Prinzessin zuckte es verräterisch. „Und da traten Sie ein?"

„Ja, und es war so, wie ich mir dachte. Das Zimmer war leer und die Komtesse schlief wohl schon. Eben als ich im Begriff war, die Lichter auszulöschen, erschienen gnädigste Prinzessin."

Er brachte das alles so glaubhaft und harmlos vor, daß der Verdacht der Prinzessin allmählich zu schwinden begann. Es stimmte ja, daß der Schloßhauptmann in ihrem Auftrag weggeritten war. Und sie wußte auch, daß der Herzog einen strengen Befehl erlassen hatte, nachts alle Räume zu kontrollieren, ob nirgends vergessen wurde, die Lichter in den Zimmern und auf den Korridoren auszulöschen. Sie war nun überzeugt, daß der Verdacht, den sie gehegt, unbegründet war. Ihr Gesicht heiterte sich auf.

Erken salutierte: „Gestatten Hoheit, daß ich mich jetzt entferne, mein Dienst ruft mich."

„Einen Augenblick noch," entgegnete Amalie Anna, indem sie mit einem lächelnden Blick ihre Hand auf seinen Arm legte.

Erken fühlte sofort das Gefährliche seiner Lage. Er war sich nur nicht klar darüber, wie er sich der Gefahr schicklich entziehen konnte, ohne daß die Prinzessin die Wahrheit erriet. „Hoheit... ich möchte zu bedenken geben... die späte Stunde," bat er.

„Ich will Sie nicht lange aufhalten", erwiderte sie mit verhülltem Lächeln.

„Was befehlen Hoheit?" fragte Erken kurz angebunden. Er wollte eine trennende Mauer aufrichten.

Die Prinzessin nahm etwas ärgerlich über das Nichtverstehenwollen ihre Hand von Erkens Arm. Sie zögerte einen Augenblick, dann aber kam ihr lang zurückgedämmtes Gefühl zum Durchbruch. Ihre Leidenschaft riß sie mit sich fort. „Lassen Sie doch unter uns diese kühle Förmlichkeit. Denken Sie, ich sei eine Frau Ihrer Kreise, die Ihnen von Herzen gut ist, und sprechen Sie auch so mit mir."

Joachim brannte der Boden unter den Füßen. Zum zweitenmal trat die Versuchung an ihn heran, dieser Komödie, die er spielen mußte, ein Ende zu machen, der Prinzessin zu sagen, daß er einzig und allein Bettina liebte. Dann aber beherrschte er sich. Er durfte jetzt unter keinen Umständen seine Karten aufdecken. Es stand zu viel für ihn und Bettina auf dem Spiel.

Darum antwortete er beinahe mechanisch, ohne wirkliche innere Wärme, indem er sich leicht verbeugte: „Ihre grenzenlose Güte macht es mir leicht, die Prinzessin zu vergessen und in Ihnen nur die liebenswerte Frau zu sehen."

Die Prinzessin drohte ihm schalkhaft mit dem Finger. „Das sagen Sie trotz Ihrer Beziehungen zu einer anderen Dame?"

Joachim stand den Bruchteil einer Sekunde das Herz still. Sollte sie wissen? Ahnte sie, daß zwischen ihm und Bettina . . .? Er straffte sich. In seine Züge kam etwas Trotziges. „Ich habe keine Beziehungen zu einer anderen Dame."

Amalie Anna stand ganz dicht bei ihm, so daß er ihren Atem verspürte. „Nicht? An wen haben Sie dann heute abend während des Balles das Brieschen gesandt?"

Das Erstaunen Erkens war aufrichtig und ehrlich. „Davon weiß ich nichts!"

„Sie lügen!"

„Prinzessin, ich lüge nicht!" entgegnete er unwillig, indem er unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

Amalie Anna klopfte etwas ungeduldig mit der Fußspitze auf den Boden, wie jemand, der sich nur mehr schwer mäßigen kann. „Und doch muß ich Sie Lügen strafen, denn ich selbst sah, wie Sie dem Oberleutnant Wasil das Billetdoux zur Beförderung zusteckten und hörte, wie Sie ihm dringend ans Herz legten, es ja richtig an Ort und Stelle zu bringen. Und außerdem hat mir Wasil eingestanden, daß er das Billetdoux in Ihrem Auftrag einer Dame bringen muß."

Erken vernahm durch die Worte der Prinzessin zum erstenmal, daß sie etwas von dem Papier wußte, das er Gregor gegeben hatte, und ein gelinder Schrecken durchfuhr ihn. Als er aber jetzt sah, welche Auslegung Amalie Anna der Sache gab, fühlte er sich wieder erleichtert. Es war ein glänzender Einfall Wasils, sie in diesem Glauben noch zu bestärken. Dadurch wurde, so meinte er, glücklich eine Entdeckung verhindert. Und außerdem würde dieses vermeintliche Billetdoux den Verdacht von Bettina ablenken und gleichzeitig die Prinzessin ernüchtern und sein Benehmen begreiflich erscheinen lassen.

So stand für Joachim der Augenblick über leichtem Lachen. Heiter, etwas gezwungen lustig, sagte er: „Nun ja, dann hat das Leugnen keinen Sinn mehr, wenn Wasil das Geheimnis ungeschickterweise schon verraten hat. Und da es sich um eine Dame handelt, werden gnädigste Prinzessin es verständlich finden, wenn ich vorhin ein bißchen geflunkert habe."

Joachim schien es, als ob sich die Miene der Prinzessin plötzlich veränderte. In ihre Augen kam etwas Schillerndes. Der herbe Zug um ihren Mund lockerte sich auf und eine leise hervorbrechende Fröhlichkeit schwang ihre Fahne über sie. Sie bog ihren schlanken Leib etwas zurück, und spitzfindig lächelnd erwiderte sie: „Joachim, nun weiß ich, daß Sie vorhin, als Sie behaupteten, Sie wüßten nichts von einem Billetdoux an eine Dame, nicht gelogen haben. Dieser Brief war nicht an eine Dame gerichtet."

Erken stieg das Blut heiß zu Kopf. Wie kam Amalie Anna mit einemmal darauf, ihre Ansicht in das Gegenteil

umzustellen? Sie schien ihn ja beinahe wie ein Untersuchungsrichter in Widersprüche verwickeln zu wollen. Hier hieß es auf der Hut sein.

Vorsichtig fragte er: „Wie meinen Hoheit das?"

Amalie Anna antwortete nicht gleich. Sie weidete sich im Stillen an der sichtlichen Verlegenheit des Rittmeisters. Dann triumphierte sie: „Ihre Freude hat Sie verraten. Sie freuten sich etwas zu auffallend, daß ich auf falscher Fährte sei. Das gab mir die Gewißheit, daß es mit dem Brief eine andere Bewandtnis haben müsse und Sie zuerst die Wahrheit sprachen, als Sie sagten, Sie hätten nicht an eine Dame geschrieben."

Joachim sah zu Boden und blieb stumm. Frauen haben einen, man könnte beinahe sagen logischen Instinkt, ein Fingerspitzengefühl für psychische Vorgänge, wie es nur ein geborener Detektiv besitzt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eisenbahn.

Skizze von Wolfgang Federau.

Doktor Hartwig ist ein sehr ruhiger, verläßlicher Mensch von gesetztem Wesen, das ihn um zehn Jahre älter erscheinen läßt. Das ihm das Gebaren eines Fünfzigers gibt, obgleich er doch eben erst die Vierzig überschritten hat.

Wenige Tage vor dem neunten Geburtstag seines einzigen Jungen gerät Hartwig in ein Spielwarengeschäft. Er sucht ein Geschenk für den Kleinen, irgend eine nette Überraschung. „Jungensachen — nun, die mußt du schon kaufen", hatte seine Frau gesagt. „Du wirst es besser beurteilen können, wonach der Bub sich sehnt. Du bist ja selbst ein Junge gewesen!"

Hartwig hatte sich anfänglich gesträubt. Seine berufliche Tätigkeit lasse ihm nicht Zeit für solche Besorgungen. Aber seine Frau lachte ihn aus. „Das ist eine kümmerliche Ausrede", sagte sie. Und sie hatte natürlich recht. Es war tatsächlich nur eine Ausrede.

Doktor Hartwig hatte dann auch schließlich klein beigegeben. Obgleich es ihm kaum vorstellbar war, daß er wirklich mal ein kleiner Junge gewesen sein sollte. Einer, der tollt und schreit und spielt und tausenderlei Dummheiten macht. Das war so schrecklich lange her, und er besaß durchaus nicht die Fähigkeit, dies Vergangene in seiner Erinnerung zu neuem Leben aufzuwecken.

Jetzt also sucht Hartwig in dem großen Spielwarenhaus. Etwas verlegen kommt er sich zwischen den tausend und abertausend Dingen vor, die alle eigentlich ohne positiven, ohne praktischen Wert sind. Unbegreiflich erscheint es ihm, daß ganze Industrien bestehen, daß zahllose ernste und geschäftstüchtige Männer mit Hirn und Händen arbeiten, zu keinem anderen Zweck, als den Spieltrieb der Kinder zu befriedigen.

Ein munteres und nettes Fräulein bedient ihn. Lächelt freundlich, überredend, nachsichtig und schleift unermüdlich all die Sachen heran, die vielleicht in Frage kämen. Baukästen? Ja — diesen hier könnte man nehmen. Eine Kinderei, gewiß — aber alles, was es hier gibt, ist ja letzten Endes nur eine Kinderei. Trommeln? Nein, keine Geräuschinstrumente — mein Junge ist übrigens dafür schon viel zu alt. Luftgewehre? Um Himmels willen — ich bin durchaus dagegen. So leicht kann jemand durch ein herumflirrendes Geschoß ernstlich verletzt werden. Nein — das kommt nicht in Frage. Eine Festung mit Soldaten? Hm... lassen Sie mich einmal überlegen! Oder eine Eisenbahn? Vielleicht eine Eisenbahn?

Schon baut das geschäftige Fräulein alles auf dem Ladentisch auf. Eine wunderbare Acht mit angeschlossener Ellipse, mit drei Doppelweichen, mit Schrankenhaus, Signalen und Läutewerk und Prellbock. Nimmt die Lokomotive aus dem Kasten, eine wunderbare Lokomotive, die vorwärts oder rückwärts läuft, auf einen leisen Hebeldruck hin. Hängt den Tender, den Schlafwagen, die Personenwagen an. Schon beginnt der stattliche Zug zu laufen: über die Acht, über die Weichen, durch die Ellipse. Es sieht alles wirklich sehr nett und lustig aus.

„Ja — gut also, packen Sie mir die ein!" meint Doktor Hartwig. Etwas erleichtert, merkwürdigerweise auch etwas traurig verläßt er das Geschäft. Und es dauert einige Minuten, ehe ihn das Leben, das richtige ernsthafte Leben, wieder eingefangen hat . . .

Am Geburtstag des Jungen überstürzt sich die Arbeit. Hartwig hat drei Termine wahrzunehmen. Er kann nur am Morgen dem Kleinen einen herzhaften Kuß geben, ihm flüchtig Glück wünschen. Er hat keine Zeit zum Mittagessen. Und da er endlich, ziemlich spät, heimkommt, da liegt der Junge schon im Bett. Noch wach freilich. Blättert in dem bunt bebilderten Geschichtenbuch, das die Mama ihm geschenkt hat.

Hartwig sieht das nicht ungern. Er freut sich, daß der Kleine so gern liest. „Nun", fragt er lächelnd, „warst du zufrieden, Kleiner?" — „Oh — Papa!" zwei braune Kinderaugen strahlen ihn an. Der Knabe will erzählen, aber dann übermannt ihn die Müdigkeit. Die freudigen Aufregungen des Tages machen sich geltend — er schläft ein, lächelnd, selig.

Hartwig hätte gern noch ein bißchen mit dem Kinde geplaudert, mit ihm gespielt. Aber da ist ja nichts zu machen. So läßt er sich beim Abendessen erzählen. „Die Eisenbahn", sagt seine Frau, „das war wohl das Schönste. Der Junge hätte sie am liebsten mit ins Bett genommen."

Hartwig freut sich, daß er es so gut getroffen hat. Er lächelt gutmütig und ein bißchen überlegen. Wie komisch, wie naiv doch Kinder sind. Kaum vorstellbar, daß mit der Zeit aus ihnen allen wertvolle, reife und gesetzte Männer werden!

Dann, mitten in der Nacht, wacht er auf. Ihn überkommt der kuriose Wunsch, sich den Geburtstagstisch des Jungen noch einmal anzusehen. Morgen würde er ja wieder keine Zeit dazu haben.

Ganz leise tappte er ins Kinderzimmer hinüber. Drehte das Licht an. Da liegen all die Herrlichkeiten auf dem Tische. Und sauber aufgebaut steht die Bahn mit allem Drum und Dran auf der Erde.

Hartwig kann nicht wiederstehen. Er nimmt die Lokomotive, zieht sie auf. Schon schnurrt der Zug klappernd über Schienen und Weichen. Das Läutewerk bimmelt, die Schranke fällt.

Hartwig liegt auf dem Fußboden, reichlich unbequem. Aber das stört ihn nicht. Er hat nur seinen leichten Schlafanzug an, und es beginnt bereits merklich kühl zu werden. Aber er spürt es nicht. Sein Atem geht schneller, er ist glücklich, wie seit langem nicht . . .

Seine Frau findet ihn so. Schon geraume Zeit steht sie in der Tür und beobachtet ihn lächelnd, ehe er sie endlich bemerkt.

Schwerfällig erhebt sich der Mann. Scham färbt seine Wangen purpurrot; vergeblich sucht er, sonst so schlagfertig, nach irgend einer passenden Ausrede.

Aber die Frau fällt ihm lachend und jubelnd um den Hals. „Ach, Schatz", sagt sie leise, zärtlich, mit einem mütterlichen Tonfall in der Stimme, „ich habe dich ja noch nie, noch nie so lieb gehabt wie in diesem Augenblick!"

Tschanglius Opiumschmuggel.

Erzählt von E. Conz-Tokio.

Tschangliu! In Mandalay, ja in ganz Burma war der Name Gold wert. Tschangliu, der größte unter den chinesischen Kaufleuten in der Provinz. Seine Verbindungen reichten weit über die Grenze hinüber nach Siam, Laos und China, und ein Scheck mit seiner Unterschrift wurde überall in Zahlung genommen. Tschangliu war eine friedliche Macht.

Natürlich hatte er Neider. Die versuchten ihm irgend etwas am Zeug zu flicken, behaupteten einmal, er sei der größte Opiumschmuggler in ganz Burma. „Er wäre der Mann, der aus dem Hintergrunde alle kleinen Gauner wie Gliederpuppen lenke und selbst nie in Erscheinung trete. Beweisen konnten sie ihm das freilich nicht. Denn wenn sie die Aufmerksamkeit der Behörden einmal auf irgendeine Sendung lenkten, die für Tschanglius Rechnung aus dem Auslande kam, dann stellte sich die Ware sicher als harmlos heraus. So behaupteten sie einst, eine Sendung Apfelsinen enthielte Tausende von ausgehöhlten, mit Opium gefüllten und sorgfältig wieder geschlossenen Früchten. Doch als die Sendung beschlagnahmt und jede einzelne Apfelsine sorg-

fältig geprüft wurde, stellten sich alle Früchte als harmlos heraus. Der Zolldirektor mußte sich in höchsteigener Person zu Tschanglin begeben und ihn um Entschuldigung bitten.

Als der hohe Beamte draußen in seinen Kraftwagen stieg, sah ihm der Chinese mit leichtem Spott um die tiefen Mundwinkel nach. Dann wandte er sich, nahm eine Apfelsine vom Tischchen neben seinem Stuhl und schnitt sie in zwei Hälften. Ein Beutelchen mit zwanzig Gramm Opium fiel heraus. Und Tschanglin lachte leise: „Zu spät! Ihr Esel denkt, ich benutze zweimal den gleichen Trick? Unsinn!“

Er mußte noch weiter lachen, als er an seine letzten Streiche dachte. Wie er Mitglied der Völkerbundkommission gegen den Opiumschmuggel geworden war, weil die Leute in Mandalay keinen überzeugteren Bekämpfer des Giftes zu finden wußten als ihn. Wie der Gouverneur selbst ihm beim Schmuggel geholfen hatte, indem er den großen englischen Lehnstuhl als Geschenk annahm, dessen hohle Beine voller Opium steckten, das er so nach Burma hereinbrachte.

Na, und wenn die Polizei oder die Zollbeamten auch dann und wann einmal ein paar Opiumpäckchen beschlagnahmten und den Träger einsperrten, so schadete das weiter nichts. Der Verlust war zu verschmerzen, die Kulis, denen die Päckchen abgenommen wurden, kannten niemals den Auftraggeber, und dem würdigen Tschanglin konnte niemand auch nur das Geringste nachweisen. Falls überhaupt einer nochmals auf den Gedanken kam, den Handelsherrn zu verdächtigen.

In den nächsten Tagen sollte übrigens die Polizei wieder einmal köstlich an der Nase herumgeführt werden. Hatte da der Vertrauensmann in Bhamo oben an der chinesischen Grenze erfahren, daß der Kassenschrank der dortigen Zollverwaltung zur Reparatur nach Mandalay geschafft werden sollte. Nun war der Vertrauensmann — ein merkwürdiger Zufall, nicht wahr? — nach außen hin Schalterbeamter in der Güterabfertigung von Bhamo. Für den war es eine Kleinigkeit, dank der Schlüssel, die am Schrankgriff hingen, den Stahlkasten voll Opium zu packen. So reiste das Schmuggelgut auf Kosten der Regierung nach Mandalay, und der Fuhrunternehmer, der den Schrank zur Fabrik schaffen sollte, sorgte schon dafür, daß der Inhalt auf dem Wege dorthin verschwand. Denn der Mann war Tschanglins rechte Hand. Da steckte eben des Pudels Kern: An allen wichtigen Stellen mußte man seine Leute sitzen haben. —

Tschanglin wollte sich ein paar Tage später selbst den Spaß machen, der Ankunft der zollamtlich geschützten Opiumsendung beizuwohnen. So schritt er gravitätisch auf dem Bahnsteig auf und ab und wartete auf den Zug. Dabei wechselte er ein paar verbindliche Worte mit dem Polizeikommissar Woolerton, Spezialisten auf dem Gebiete der Opiumbekämpfung, seinem guten Bekannten: Ich warte auf ein paar Freunde, die von Bhamo her eintreffen sollen. Hoffe, Ihnen geht es ausgezeichnet. Freut mich. Mir auch.“

Er mußte die angenehme Unterhaltung abbrechen, weil der Zug einlief. Der Gepäckwagen war gleich vorn, und da stand auch schon der Fuhrunternehmer und wartete auf den Geldschrank. Ein Riesenkasten. Tschanglin sah ihn durch die offene Schiebetür des Wagens. Dann ging er weiter, weil er ja nach seinen „Freunden“ sehen mußte.

Natürlich waren die nicht eingetroffen. Tschanglin wartete des besseren Aussehens wegen noch etwas, und dann schlenderte er zum Ausgang zurück, auf den Bahnhofsplatz hinaus, wo sein Kraftwagen stand.

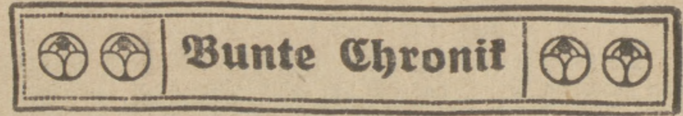
Wäre Tschanglin nicht ein Chinese gewesen, der jeden Muskel seines verwitterten Gesichtes in der Gewalt hatte, so würde er jetzt ein wenig zusammengezuckt sein. Denn neben seinem Kraftwagen stand der Polizeikommissar mit einem Schutzmann, und zwischen ihnen der Fuhrunternehmer mit Fesseln an den Handgelenken. So war der Streich mißglückt!

Doch lächelnd trat Tschanglin auf den Engländer zu: „Ich bin umsonst gekommen. Meine Freunde sind nicht eingetroffen.“ — „Schade“, antwortete der Engländer, „aber wenn Sie mir einen Freundschaftsdienst erweisen wollen, Verehrtester, dann war Ihr Weg doch nicht umsonst. Dieser Kerl hat im Geldschrank der Zollverwaltung in Bhamo Opium schmuggeln wollen. Glücklicherweise hat einer unserer Agenten Wind davon bekommen, und wir konnten den Kerl hier festnehmen. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, so möchte ich Sie bitten, uns mitzunehmen und vor der Polizeidirektion abzusetzen.“

Tschanglin war sofort bereit: „Es ist mir ein Vergnügen, Mister Woolerton, wenn ich, soweit es in meinen schwachen Kräften steht, auch etwas tun kann, um Ihnen in Ihrem lobenswerten Kampf gegen dieses Schmugglerpack zu helfen.“

Als der Gefangene in den Wagen geschoben wurde, streifte er beinahe Tschanglin. Doch er zuckte mit keiner Wimper, und beide Männer sahen aneinander vorüber. Denn jeder wußte, daß er dem anderen blind vertrauen konnte. Der Vertrauensmann und Fuhrunternehmer ging auf mindestens fünf Jahre ins Gefängnis. Dafür konnte er gewiß sein, daß jemand für seine Familie sorgen und ihn später für sein Schweigen entschädigen würde.

Tschanglin saß lächelnd im Wagen. War es nicht schön, daß ihn die ganze Stadt in so angenehmer Unterhaltung mit dem Polizeikommissar sah? Und die beschlagnahmte Opiumsendung? Pah, mit einem derartigen Verlust muß man ab und zu rechnen.



* **Ein dreitausend Jahre altes Wörterbuch.** In der Sitzung der Pariser „Akademie der Inschriften“ ist über die Ergebnisse der Ausgrabungen Bericht erstattet worden, die in der Nähe von Ras-Shamra in Syrien zurzeit ausgeführt werden. Diese Ausgrabungen können als im höchsten Maße sensationell betrachtet werden. Es stellte sich nämlich heraus, daß die Frauen schon 1200 v. Chr. die Verschönerungskunst mit großem Raffinement zu betreiben wußten, und daß Wörterbücher für zwei Sprachen schon damals in Syrien in Gebrauch waren. Aus den Ruinen eines Hauses wurde ein Toilettenschränkchen gehoben, in dem 22 verschiedene Toilettengegenstände aus Alabaster und Elfenbein lagen. In den Schubläden sind zahlreiche Flakons und feingemeißelte Dosen gefunden worden, die offensichtlich zur Aufbewahrung von Salben, Cremes und aromatischen Substanzen dienten. Manche Dosen sind aus Elfenbein in Form von kleinen Enten künstlerisch gearbeitet. Sachverständige vermuten, daß es sich um eine kosmetische Kollektion handelt, die einer hochgestellten Dame, einer Fürstin oder Priesterin von einem Verehrer im 13. Jahrhundert v. Chr. zum Geschenk gemacht worden war. Der Ort Ras-Shamra gilt im 13. und 14. Jahrhundert v. Chr. als Zentrum der Wissenschaft. Davon legen zahlreiche Inschrifttafeln Zeugnis ab, die in den Ruinen bei den Ausgrabungsarbeiten entdeckt wurden. Es wird vermutet, daß diese Tafeln aus einer groß angelegten Bibliothek stammen. Die meisten Keilinschriften stellen eine Art Wörterbuch dar und sind in zwei oder mehreren Sprachen gehalten, meistens aber in arameisch und ägyptisch. Da die ägyptische Sprache damals in Vorderasien als internationale Kultursprache galt, kamen die Bibliothekare von Ras-Shamra auf den Gedanken, ein Sprachwörterbuch auf Tafeln zu schaffen, um den Wißbegierigen die Erlernung fremder Sprachen zu erleichtern.

Lustige Rundschau

* **Der liebe Besuch.** „Nun, Fritzchen, was sagte denn Vater dazu, daß ich euch besuche?“

„Ach, weißt du, Tante, Mutter hat es ihm noch gar nicht gesagt — ihm war sowieso die letzte Zeit gar nicht gut.“

*

* **Gute Bedienung.** Gast: „Sagen Sie mal, Herr Ober, wann bekomme ich denn endlich das bestellte Essen?“

Kellner: „Ist's denn so eilig, mein Herr?“

Gast: „Na, gewiß, ich will morgen weiterfahren.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.